

Ina Wunn
Patrick Urban
Constantin Klein

Götter Gene Genesis

Die Biologie der Religionsentstehung

SACHBUCH



Springer Spektrum

Götter – Gene – Genesis

Ina Wunn • Patrick Urban • Constantin Klein

Götter – Gene – Genesis

Die Biologie der Religionsentstehung

 Springer Spektrum

Ina Wunn
Institut für Theologie und Religionswissenschaft
Universität Hannover
Hannover
Deutschland

Constantin Klein
Abteilung Theologie
Universität Bielefeld
Bielefeld
Deutschland

Patrick Urban
Fakultät für Biologie
Universität Bielefeld
Bielefeld
Deutschland

ISBN 978-3-642-55331-8
DOI 10.1007/978-3-642-55332-5

ISBN 978-3-642-55332-5 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer Spektrum

© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2015

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Planung und Lektorat: Ulrich G. Moltmann, Frank Wigger, Bettina Saglio

Redaktion: Dr. Birgit Jarosch

Einbandentwurf: deblik Berlin

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Spektrum ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media
www.springer-spektrum.de

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

Religion, egal welcher Couleur, ist ein Auslaufmodell – da war sich das 20. Jahrhundert ganz sicher. Vor allem der Fortschritt der Naturwissenschaften mit der Evolutionsbiologie an vorderster Stelle hatte Gott nicht nur entthront und obsolet gemacht, sondern ließ Religion als geradezu unsinnig erscheinen. Nicht anders dachten die Sozialwissenschaften, die davon ausgingen, dass Religion sich gegenüber der Wissenschaft nicht würde behaupten können und daher über kurz oder lang bis zur Bedeutungslosigkeit verblassen würde. Die tatsächliche Entwicklung gerade in den letzten Jahrzehnten zeigte jedoch völlig überraschend, dass Religion eine Renaissance erlebte und zu einem entscheidenden sozialen und politischen Faktor wurde, und dies allen modernen Erkenntnisfortschritten und allen rationalen Argumenten der Religionskritik zum Trotz.

Wenn also heute immer noch ein Großteil der Weltbevölkerung religiös ist, dann müssen, so meinen die Wissenschaftler, die Gründe dafür in der geistigen Grundausstattung, gewissermaßen der „Hardware“, des Menschen selbst angelegt sein. Und weil diese Grundausstattung das Ergebnis eines langen Prozesses der Evolution ist, sind die Gründe dafür, warum unsere Hardware so ist, wie sie ist, in den evolutionären Bedingungen, unter denen sie entstanden ist, zu suchen. So lassen sich in groben Zügen die Annahmen zusammenfassen, die einen neuen Trend der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Religion kennzeichnen. Dieser Trend firmiert je nach fachlichem und methodischem Akzent unter verschiedenen Namen, darunter „Cognitive Science of Religion“ (kognitionswissenschaftliche Erforschung von Religion), „Neurotheologie“ oder „Evolutionäre Psychologie der Religion“, und hat zum Ziel, umfassend aufzuklären, wie und warum im Verlauf der menschlichen Entwicklung Religion entstanden ist.

Tatsächlich ermöglichen neuartige Untersuchungsansätze, zum Beispiel experimentelle Simulationen zur Untersuchung der Wahrnehmung oder die bildgebenden Verfahren der Hirnforschung, interessante Einblicke ins menschliche Fühlen und Denken, die für das Verstehen von religiösen Phänomenen mehr als bedenkenswert sind und zu interessanten neuen Einsich-

ten geführt haben – wir werden im Rahmen dieses Buches immer wieder auf solche Ansätze eingehen. Aber auch in der Wissenschaft gibt es Trends und Moden (heute sind es eben die genannten kognitionswissenschaftlichen Ansätze), die gelegentlich dazu verführen, vorhandene und gesicherte Erkenntnisse aus anderen Fächern zu übersehen – mit dem Ergebnis, dem ersehnten Ziel, nämlich der Frage, wie und warum Religion entstanden ist, nicht näherzukommen.

Genau das ist aktuell im Zusammenhang mit der Frage nach der Religionsentstehung der Fall: Kognitionswissenschaftliche Ansätze schließen auf der Grundlage von Untersuchungen an heutigen Menschen und ihren explizit oder implizit religiösen Verhaltensweisen auf die Entwicklung von Religion im Zuge der Evolution zurück. Dabei versäumen sie es insbesondere, ihre Annahmen auf die archäologischen Indikatoren einer möglichen frühen Religion zu beziehen und widerspruchsfrei mit diesen abzugleichen. Dadurch bleibt letztlich offen, wann und wo denn eigentlich konkret die verschiedenen Erscheinungsformen von Religion im Verlauf der Evolution entstanden sein sollen. Auch der Vielfalt und Dynamik innerhalb der bekannten Religionsgeschichte wird ein solches Vorgehen nicht gerecht.

Die Tatsache, dass die aktuellen Ansätze zur Erklärung der Religionsentstehung nicht befriedigend sind, hat uns dazu bewogen, ein eigenes Buch zu schreiben, in dem wir versuchen, die Religionsentstehung auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Erkenntnisse aus unserer Sicht darzustellen. Eine Entwicklungsgeschichte der Religion, die – wie im vorliegenden Buch – bei den ersten paläoanthropologisch gesicherten Spuren einsetzt und bis zur Entstehung der drei großen monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam führt, ist ein ambitioniertes Unterfangen. Um die Entwicklung eines solch komplexen Phänomens wie Religion zumindest in ihren Grundzügen nachzuvollziehen, haben wir bewusst in einem interdisziplinären Team gearbeitet, in das wir unseren jeweiligen fachlichen Hintergrund als Biologen, Psychologen und Paläontologen, aber natürlich auch als Religionswissenschaftler und Theologen einzubringen versucht haben. Unser Zugang unterscheidet sich also von den oben genannten Ansätzen nicht so sehr durch die wissenschaftlichen Bezugsdisziplinen, sondern dadurch, dass wir versuchen, so weit wie irgend möglich auf faszinierende Spekulationen zu verzichten und dafür auf der Basis gesicherter archäologischer, verhaltensbiologischer und psychologischer Erkenntnisse zu arbeiten. Grundlage ist dabei eine evolutionistische Auffassung von Religion. Das heißt wir gehen davon aus, dass sich Religion entwickelt hat, dass also die verschiedenen heutigen und historischen Religionen nicht irgendwann spontan entstanden sind, sondern sich jeweils aus Vorläuferreligionen entwickelt haben – nach Regeln, die genau wie die biologische Evolutionstheorie als Theorie formulierbar und natürlich

intersubjektiv überprüfbar sein sollten. Die völkerkundlichen Parallelen und Rückgriffe in die Märchen- und Sagenwelt, die wir im Verlauf der Darstellung immer wieder eingestreut haben, dienen in diesem Zusammenhang also lediglich der Illustration von ansonsten möglicherweise schwer verständlichen Sitten und ihren Funktionen.

Auch wenn das beschriebene Vorgehen eher vorsichtig anmuten mag, versuchen wir damit dennoch nicht weniger als eine vollständige Erklärung der Entstehung von Religion von ihren frühen Anfängen an bis hin zu religiösen Strömungen, die unsere Welt bis heute prägen. Tatsächlich sind wir mit unserer Einschätzung, ab wann das Phänomen Religion im engeren Sinne greifbar wird, aufgrund unserer Orientierung an den archäologischen Befunden vergleichsweise und begründet zurückhaltend und setzen die Religionsentstehung eher später an – nämlich für einen Zeitpunkt, zu dem sich tatsächlich entsprechende Hinterlassenschaften bzw. Artefakte finden. Aus unserer Sicht ist die Religionsentwicklung gerade durch das Paradox gekennzeichnet, dass ihr Verhaltensmuster zugrunde liegen, die verhaltensbiologisch teils sehr viel älter sind als der Mensch (z. B. Verteidigung des eigenen Territoriums als Lebensgrundlage), dass aber die Ausbildung eigentlich religiöser Verhaltensweisen innerhalb der Menschheitsentwicklung ein verhältnismäßig junges Phänomen darstellt. Menschheitsgeschichtlich gesehen fußt die Religionsentwicklung zunächst einmal auf biologischen Verhaltensdispositionen, die sich dann im Zuge der miteinander interagierenden biologischen und kulturellen Evolution in Richtung Religion entwickeln, um daraufhin eine eigene Dynamik zu entfalten: Religion entstand also aus anderen Verhaltensmustern heraus, um dann selbst unter wandelnden kulturellen Bedingungen zu evolvieren.

Im vorliegenden Buch versuchen wir, die wesentlichen Schritte dieser Entwicklung zu skizzieren, wobei die Kap. 1 bis 4 naturgemäß erst einmal die biologischen Grundlagen abstecken, die dann in ein erstes Symbolsystem münden, das wir heute als religiös bezeichnen. Die Eigendynamik der Weiterentwicklung dieses Symbolsystems hin zu den bekannten historischen Religionen beschreiben dann die Kap. 6 bis 13, während Kap. 5 sich den wissenschaftstheoretischen Grundlagen widmet. Dadurch ist es im Vergleich zu den übrigen Kapiteln etwas abstrakter und kann von Theoriemüden bei der Lektüre auch überblättert werden – die Darstellung der Religionsentwicklung lässt sich bei der Lektüre der übrigen Kapitel trotzdem gut nachvollziehen.

Dass im Rahmen einer Übersicht von Religionsentstehung und -entwicklung manche Entwicklungsverläufe, vor allem zum Ende hin, wenn sich die Religionsentwicklung zunehmend ausdifferenziert, nur gestreift werden können, liegt auf der Hand und ist in unserem Buch der Intention geschuldet, den Umfang des Überblicks lesbar zu halten. Das Buch kann nicht alle Details

in enzyklopädischer Breite darstellen. Vielmehr geht es uns in erster Linie darum, Ihnen als Lesern einen Überblick über die grundlegenden Mechanismen und Prozesse der Religionsentwicklung zu geben. Dennoch ist die Stofffülle angesichts des verhandelten Zeitraums von mehreren Jahrhunderttausenden, nicht zuletzt auch wegen des interdisziplinären Zugangs, immer noch beträchtlich. Um das Verstehen einzelner Thesen oder Theorien, Zeiträume und Kulturen zu erleichtern, gibt es neben dem Fließtext Informationskästen, die Hintergründe genauer beleuchten. Zur Illustration enthält das Buch zudem zahlreiche Abbildungen, die die beschriebenen archaischen religiösen Welten lebendig werden lassen sollen. Im Interesse des Leseflusses wurde auf ausführliche Literaturverweise im Text verzichtet; ein detailliertes Literaturverzeichnis für diejenigen, die sich ausführlicher mit der Religionsentstehung und -entwicklung auseinandersetzen wollen, findet sich am Ende des Buches. Wir hoffen, dass wir mit den genannten gestalterischen Maßnahmen Ihren Bedürfnissen als Leser entgegenkommen, und wünschen Ihnen eine aufregende und erhellende Lektüre!

Ina Wunn, Patrick Urban und Constantin Klein

Inhalt

Vorwort	V
Inhalt	IX
1 Einleitung	1
2 Not lehrt beten – der Mensch im Altpaläolithikum und die Bedeutung der Angst	19
3 <i>My cave is my castle</i> – Neandertaler, Territorialität und Tod	39
4 <i>A forest of symbols</i> : der <i>Homo sapiens</i> während des Jungpaläolithikums	61
5 Evolution: ein kleiner Exkurs in Sachen Wissenschaftstheorie	83
6 Bedrohte Lebenswelten und Sicherung des Territoriums: Schädeldeponierungen und erste feste Siedlungen	101
7 <i>Aedifico ergo sum</i> – Ich baue, also bin ich	117
8 Çatal Hüyük, das Ritual und der Tod	137
9 Ex Oriente Lux oder: Die neolithische Weltsicht wird populär	155
10 Von Göttern und Helden	177
11 Gabentausch und Totenreich: Malta	201
12 Doppelaxt und Stier – ein Götterpantheon entsteht	217
13 Der Gott Israels	239
Glossar	259
Literatur	263
Index	275

1

Einleitung

Von Menschen und Affen

Östlicher Kongo, Virungaberger. Hohe, mit dichtem Urwald bestandene Berge reihen sich endlos bis zum Horizont. Im Hintergrund erhebt sich der mächtige Vulkan Nyamuragira, dessen Lava vor wenigen Jahren die Stadt Goma unter sich begrub und der auch heute immer wieder ein dumpfes Grollen von sich gibt. Manchmal entlässt er eine graue Wolke in den Himmel und wenige Minuten später rieselt feine Schlacke mit leisem Knistern auf das dichte Laubdach. Obwohl die Sonne bereits über dem Horizont steht, ist es im Wald dämmrig und leise, als atme eine unberührte und jungfräuliche Natur. Matter Dunst steigt aus feuchten Senken und bildet feine Schleier zwischen den hohen Stämmen.

Plötzlich stören laute Geräusche die Idylle dieses urtümlichen Paradieses, Äste brechen krachend unter schweren Tritten; mit lautem Schnauben und Kreischen bricht sich etwas Bahn, das groß und wild sein muss! Erschreckt fliegen ein paar Vögel auf, als sich das Unterholz teilt und *er* hervorkommt – ein mächtiger Silberrücken, unumschränkter Herr über einen Harem von Gorillaweibchen und ihren Nachwuchs. Vorsichtig nimmt er Witterung auf, schiebt dichtes Buschwerk beiseite und äugt umher, bevor er befriedigt grunzend die Lichtung betritt, auf die er seine Gruppe sicher führt. Hier wächst junger Bambus, eine Köstlichkeit, und mit Behagen machen sich Weibchen und Jungtiere über die saftigen Pflanzen her. Auch der Silberrücken greift zu, fasst Schössling um Schössling, deren weichen Kern er mit sichtlichem Genuss verspeist. Aber immer wieder unterbricht er seine Mahlzeit, äugt umher und sichert, während seine Familie die Leckerbissen genießt. Bald sind die Jungtiere gesättigt und wenden sich dem Spiel zu. Da gibt es ein Balgen und Jagen, ein Umhertollen und Übereinanderpurzeln; da gibt es Streit und Geschrei, bis ein Weibchen die Geduld verliert und einem der Schreihälse eine kräftige Backpfeife verpasst. Schmollend und keckernd zieht sich der Delinquent zurück. Ein anderes Jungtier, sehr klein noch, legt sich auf eine weiche, grasige Stelle, schiebt den Daumen in den Mund und nuckelt zufrieden.

Langsam kommt die Gruppe zur Ruhe; man ist gesättigt und ruht sich noch ein wenig aus, bevor der Silberrücken die Seinen zum Rückweg antreibt.

Getrennt durch einen gewaltigen, bewaldeten Höhenrücken findet sich eine zweite Lichtung, diesmal gesäumt von niedrigen, halbkugeligen Hütten aus lockeren Zweigen und Blattwerk. Einige Frauen machen sich an einer Feuerstelle zu schaffen, wo sie Wurzeln in der heißen Asche garen, während sich ihre Kinder mit dem Imitieren von Tierstimmen vergnügen. Lautes Gelächter belohnt die besonders gelungenen Versuche. In einiger Entfernung hocken zwei junge Männer am Boden. Bekleidet sind sie mit einem Lendenschurz aus Bast, der aus weichgeklopfter Baumrinde hergestellt wird. Zwischen ihren Händen drehen sie ein Gewebe aus Rindenfasern, in dem sich eine bräunliche, feuchte Masse aus Pflanzenmaterial befindet, und fangen den austretenden Saft mit einem großen Blatt auf. Anschließend werden Pfeilspitzen sorgfältig in den Extrakt getaucht, bevor sie über dem Feuer kurz erhitzt werden. Alles das geschieht mit äußerster Vorsicht, denn bei dem Pflanzensaft handelt es sich um Pfeilgift, ähnlich dem südamerikanischen Curare. Ritzt ein solcher Pfeil die Haut der Beute, tritt nach wenigen Sekunden eine völlige Lähmung ein; das Wild stürzt zu Boden und kann gefahrlos getötet werden. Nach erfolgreicher Jagd werden die Jäger das Wild aufbrechen und ein Stück des Herzens auf den Waldboden legen, als ein Dankopfer für den Herrn des Waldes, der das Tier in ihre Hände gegeben hat. Später dann holt einer der Männer eine Trommel hervor, ein anderer ein Saiteninstrument, und während die Männer musizieren, tanzen die anderen dazu, denn Singen und Tanzen ist ihre Leidenschaft (Abb. 1.1).

Der Urwald ist Heimat und Lebensraum für Gorillas wie für Pygmäen, der ihnen Unterhalt und Sicherheit bietet. Hier leben sie, der Silberrücken mit seinem Harem und dem Nachwuchs und die kleine Gruppe von Menschen. Sie suchen täglich ihre Nahrung, schützen sich vor möglichen Gefahren und ziehen ihren Nachwuchs auf. Manchmal ist ihr Verhalten so ähnlich – zum Beispiel wenn kleine Gorillas wie Menschenkinder am Daumen nuckeln oder Mütter die Nerven verlieren –, dass die Grenzen zwischen Mensch und Tier zu verschwimmen scheinen. So meinte übrigens nicht nur die berühmte Gorillaforscherin Dian Fossey, der ihre Schützlinge manchmal als die „besseren Menschen“ erschienen, sondern auch die frühen portugiesischen Seefahrer und Händler waren sich keineswegs sicher, wo sie die Gorillas einzuordnen hatten: Sicherheitshalber schickte man ihnen eine Delegation und bot Geschenke an, in der Hoffnung, gewinnbringende Handelsbeziehungen knüpfen zu können.

Inzwischen ist bekannt, dass und warum die Portugiesen in diesem besonderen Fall mit ihren Bemühungen scheitern mussten, denn bei aller Ähn-



Abb. 1.1 Pygmäen am Mount Hoyo, Kongo. (© Karl Ulrich Petry; mit freundlicher Genehmigung)

lichkeit sind Gorillas eben doch keine Menschen, wenn sie auch mit herausragenden Fähigkeiten und großer Intelligenz ausgestattet sind. Gorillas und ihre nahen Verwandten, die Schimpansen und Orang-Utans, bilden mit dem Menschen zusammen die Familie der Menschenaffen (Hominidae). Ihre Ähnlichkeit mit dem Menschen verdanken sie einem langen gemeinsamen Stammbaum, bis sich irgendwann die Entwicklungslinien aufspalteten – zunächst in die Unterfamilien der Ponginae mit ihrem bekannten Vertreter, dem Orang-Utan, auf der einen und der Unterfamilie der Homininae mit den Gorillas, Schimpansen und Menschen auf der anderen Seite. Eine weitere Aufspaltung des Stammbaums vor etwa 6 bis 8 Mio. Jahren trennte dann zunächst die Gorillini von den Panini und Hominini, bis sich auch diese Entwicklungslinie wieder aufspaltete – in die Verwandtschaft des Schimpansen auf der einen und die des Menschen auf der anderen Seite. Und in diesem Zeitrahmen, irgendwann während der Millionen Jahre der Menschheitsentwicklung, muss sich das abgespielt haben, was den Menschen nicht nur befähigt, hochstehende materielle Kulturen zu schaffen, die ihn heute von seiner naturräumlichen Umwelt weitgehend unabhängig machen, sondern darüber hinaus auch das zu denken, was den Horizont seiner alltäglichen Erfahrung übersteigt: das Vorhandensein von Göttern und Geistern, von Kräften und Mächten, die auf das Leben des Menschen Einfluss nehmen oder die man vielleicht sogar beherrschen kann, wenn man nur die notwendigen Gebete und Zauberworte weiß.

Geschichtliches

Die Frage, wie und warum Religion entstand, hat Forscher fasziniert, seit der uneingeschränkte Glaube an eine auch im naturwissenschaftlichen Sinn wortwörtliche Wahrheit der Bibel ins Wanken geriet. Vor allem die Philosophen und Naturforscher des Zeitalters der Aufklärung (17. und 18. Jahrhundert) hielten den christlichen Glauben ebenso wie alle anderen religiösen Vorstellungen für die noch unzulänglichen Versuche früherer Generationen, die Welt wissenschaftlich zu erklären. Wie das Wissen eines Kindes vom Kleinkindalter über die Zeit der Adoleszenz bis zum Erwachsenenalter kontinuierlich wächst, so dachte man, hätten sich auch die Intelligenz und das Wissen der Menschheit von ihren Anfängen bis in die Gegenwart positiv entwickelt. Der frühe Mensch habe sich daher die Welt als beherrscht von Mächten und Kräften vorgestellt, die man mithilfe magischer Praktiken beeinflussen könne. Erst mit zunehmendem Intellekt sei dieser Glaube an Magie zunächst der Vorstellung von Göttern, dann von einem einzigen Gott gewichen, der die Geschehnisse der Menschen lenken sollte. Ganz zuletzt, so meinte man, führe dann der Einfluss der Wissenschaft zur Erkenntnis der wahren Zusammenhänge und mache jede Art von Religion überflüssig.

Zur Zeit der französischen Revolution war es der Mathematiker und Philosoph Antoine de Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet, 1743–1794), der durch seine Analyse des Verlaufs der Menschheitsgeschichte zu dem Schluss kam, dass sich die gesamte Entwicklung der Menschheit über zehn Stadien von einer primitiven, magischen Praktiken verhafteten Horde über die polytheistischen Reiche der Antike bis in die lichten Höhen eines aufgeklärten republikanischen Zeitalters vollzogen habe.

Seine diesbezüglichen Ideen gingen völlig konform mit Vorstellungen der Biologie seiner Zeit, in der der große Biologe und Vordenker des Evolutionsgedankens Jean Baptiste de Lamarck (Jean-Baptiste Pierre Antoine de Monet, Chevalier de Lamarck, 1744–1829; Abb. 1.2) eine erste Theorie zum Artenwandel entwickelte. Er ging davon aus, dass sich Lebewesen aufgrund eines inhärenten Vervollkommnungstriebes im Laufe ihrer stammesgeschichtlichen Entwicklung von primitiven Anfängen zu letztlich höchst komplexen Lebewesen entwickeln würden. Die logische Folge einer solchen Vorstellung von natürlicher Entwicklung im Sinne einer automatischen Höherentwicklung war, eine Perfektionierung auch für die Menschheit anzunehmen – und genau das hat Condorcet getan.

Auch wenn Lamarcks sogenannte Transformismushypothese in der Biologie immer umstritten war und auch bald durch die überzeugendere Selektionstheorie Charles Darwins und Alfred Russel Wallace' – über beide später mehr – abgelöst wurde, hatte sich eine ganz bestimmte Vorstellung in den



Abb. 1.2 Jean Baptiste de Lamarck. (Aus: © J. Pizzetta, *Galerie des naturalistes*, 1893)

Köpfen von Wissenschaftlern und zunehmend auch von Laien festgesetzt: die einer quasi automatischen Höherentwicklung allen Lebens im Lauf der Evolution. Und so blieb die ursprüngliche lamarckistische Vorstellung einer Höherentwicklung der Menschheit in weiten Teilen der Wissenschaft bestehen, wurde modifiziert und den gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnissen angepasst, ohne jedoch letztlich die ursprüngliche Aussage infrage zu stellen, dass der Fortschritt der Wissenschaften jede Form von Religion nach und nach überflüssig machen würde. Große und bis in die heutige Zeit einflussreiche Philosophen und Soziologen wie Auguste Comte (1798–1857) oder Karl Marx (1818–1883) nahmen die lamarckistische Hypothese als unumstößliche Tatsache und entwickelten auf dieser Basis eigene Modelle einer gesetzmäßigen Gesellschaftsentwicklung, in der die Vorstellung einer automatischen Perfektionierung der Gesellschaft in moralischer und wirtschaftlicher Hinsicht die entscheidende Rolle spielte. Religion war bei diesen Denkern nicht mehr gefragt, sondern höchstens noch „Opium des Volkes“, wie es in Marx’ Religionskritik heißt.

Gerade die Idee vom zwangsläufigen Aussterben der Religion schien durch die historischen Tatsachen bestätigt zu werden, wie nicht zuletzt die zahlreichen Kirchenaustritte der vergangenen Jahrzehnte und die abnehmende Relevanz christlicher (Moral-)Vorstellungen in der Öffentlichkeit zu belegen schienen. Umso erstaunter waren viele Wissenschaftler, als sie, ganz im Gegensatz zu ihren Voraussagen, in den letzten Jahren nicht nur eine zunehmende Häufigkeit religiöser Themen im öffentlichen Diskurs konstatieren, sondern auch

die Relevanz der Religionen in bewaffneten und unbewaffneten nationalen wie internationalen Konflikten zur Kenntnis nehmen mussten. Die wissenschaftliche Welt reagierte darauf mit Veröffentlichungen, die mit den Titeln wie *Die Wiederkehr der Götter* (Friedrich Wilhelm Graf), *Der Gotteswahn* (Richard Dawkins) oder *Denkverbot* (Hubertus Mynarek) das Phänomen einer neuen Religiosität erstaunt oder aber besorgt zur Kenntnis nahmen, ohne es jedoch schlüssig erklären zu können – ein Phänomen wohlgemerkt, das nach den Erkenntnissen der europäischen Geistesgeschichte seit der Aufklärung als irrational und erkenntnisfeindlich eingestuft worden war und dessen Widersinnigkeit man sich nicht erklären konnte. Wer sollte noch an Gott oder Götter glauben, wenn Biologen und Chemiker längst die Entwicklung des Lebens aus einfachsten Anfängen, aus der Ursuppe, hatten herleiten können; wenn Paläontologen längst die Missing Links gefunden und die Evolutionstheorie damit bestätigt hatten; wenn Physiker die Entstehung des Weltalls aus dem Urknall erklären konnten und heute Themen wie schwarze Löcher und dunkle Materie die Diskussion in Zusammenhang mit der Suche nach den Ursprüngen alles Seienden beherrschen?

Eine Antwort auf dieses Rätsel musste gefunden werden. Wenn Menschen trotz des hohen Niveaus der wissenschaftlichen Erkenntnisse, also „wider besseres Wissen“, nicht von der Religion ablassen konnten oder wollten, musste der Fehler im System selbst, also im menschlichen Denken und Empfinden liegen. Die Kognitionswissenschaften, die Neurologie oder die Psychologie mussten dieses Rätsel lösen können.

Lösung Nr. 1 – der Behaviorismus

Einer der prominentesten Forscher, der sich mit dem Phänomen Religion von biologischer Warte aus kritisch auseinandergesetzt hat, ist der Biologe Richard Dawkins (*1941). In seinem Buch *Das egoistische Gen* führte er die Evolution der Organismen auf den Wettbewerb konkurrierender „egoistischer“ Gene zurück und konnte auf diese Weise eine Reihe bislang unerklärlicher Phänomene wie zum Beispiel altruistisches Verhalten unter verwandten Individuen oder aber auch tödliche Aggressivität innerhalb der Arten erklären, die nicht in das bis dahin gültige Konzept vom Überlebenswillen des Individuums oder des Nutzens für die Art gepasst hatten. Das Thema Religion kommt bei Dawkins da ins Spiel, wo es um das Überleben unsinniger oder sogar schädlicher Ideen oder Überzeugungen geht: Analog zum Gen als Träger einer biologischen Information bezeichnete Dawkins ein sogenanntes Mem als Träger einer geistigen Information, die von Individuum zu Individuum weitergegeben wird. Genauso, wie sich Gene nicht darum scheren, ob ihre „Überlebens-

maschinen“, also die Individuen, die sie letztlich hervorgebracht haben, prosperieren, kümmert es die Meme als Träger einer rein geistigen Information nicht, ob der von ihnen übermittelte Inhalt vielleicht für seinen Empfänger schädlich ist. Gerade Meme religiösen Inhalts, die zu Märtyrertum oder auch nur Zölibat aufrufen, sind nach Ansicht des Biologen Dawkins schädlich, da sie die erfolgreiche Fortpflanzung des Individuums, das sie befallen haben, verhindern.

Bereits mehr als eine Wissenschaftlergeneration zuvor hatte der renommierte Psychologe, Erforscher des Tierverhaltens und Begründer der Forschungsrichtung des Behaviorismus John B. Watson (1878–1958) Religion auf bloße Konditionierung zurückgeführt. In seinem berühmt gewordenen Artikel *Psychology as the behaviorist views it* (1913) hatte er gefordert, auch bei der Erforschung des Verhaltens von Menschen objektive, das heißt nachvollziehbare Methoden anzuwenden. Voraussetzung für diesen wissenschaftlichen Ansatz war eine Auffassung von Verhalten als bloße Reaktion auf äußere oder innere Reize. Methodisch wurde dieser Forderung allerdings in starkem Umfang durch Laborversuche an Tieren und weniger am Menschen Rechnung getragen. Gerade weil es der Behaviorismus aber ermöglichte, Verhalten unter objektivierbaren Laborbedingungen zu untersuchen, und weil er mit durchaus beeindruckenden Ergebnissen aufwarten konnte, prägte die Vorstellung, dass grundsätzlich jede Form von Verhalten entweder auf umweltbedingte Reize oder auf Lernen zurückzuführen sei, nicht nur die biologische, sondern auch die sozialwissenschaftliche Forschung.

Dass der Behaviorismus eine verhaltenswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Religion eher behinderte als beförderte, liegt neben der ihm inhärenten Logik von Reiz und Reaktion allerdings auch am antireligiösen Affekt seiner Protagonisten. Führende Vertreter des behavioristischen Paradigmas, und dazu zählen neben John B. Watson vor allem auch B. Frederic Skinner und George Vetter, beurteilten eine religiöse Weltansicht als gefährliche Illusion, die überwunden werden müsse. Dementsprechend empfanden viele Behavioristen auch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit religiösen Phänomenen als regelrecht anstößig. John B. Watson selbst etwa beschäftigte sich deshalb bis auf wenige kritische Anmerkungen bezüglich der Irrationalität religiöser Weltanschauungen und der Entmachtung und Ausbeutung Gläubiger durch religiöse Eliten nicht weiter mit der Thematik. Anders B. Frederic Skinner, der Hauptvertreter der Erforschung des instrumentellen oder operanten Konditionierens (Lernen anhand von Belohnung und/oder Bestrafung): Er publizierte dezidiert religionskritische Arbeiten, wobei er das behavioristische Reiz-Reaktions-Schema unmittelbar auf die Religion anwendete und religiöse Verhaltensweisen als Resultate operanter Konditionierungsprozesse erklärte.

Versuche mit der Skinnerbox

Die Versuche mit der Skinnerbox (Abb. 1.3) gehen davon aus, dass Lernen ein Resultat von entsprechenden Stimuli ist. Dabei ist es zweitrangig zu wissen, welche Vorgänge im Gehirn dem Lernen zugrunde liegen; wichtig sind die Resultate, nicht der Prozess. Eine wichtige Rolle spielt hierbei das positive oder negative Feedback über Belohnung und Bestrafung, das den Probanden konditioniert (operante Konditionierung).

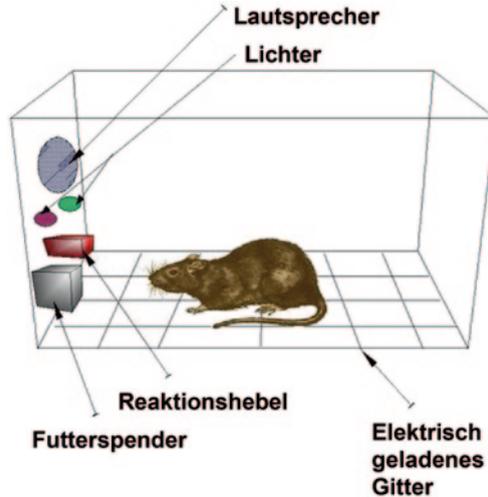


Abb. 1.3 Skinnerbox. (© V1nzorg; cc-by-sa-Lizenz)

Wie Watson verurteilte Skinner Religion als eine Weltanschauung der Unterdrückung und Ausbeutung, was er gemäß seinem eigenen Forschungsansatz als missbräuchliche Anwendung operanter Konditionierungsstrategien verstand. Quasi als Beweis führte er ein Experiment an Tauben an, bei denen er eine Art abergläubischer Verhaltensweisen feststellen zu können meinte. Skinner beobachtete, dass die Tauben, selbst wenn sie lediglich in regelmäßigen Intervallen von 15 Sekunden durch eine mit dem Käfig verbundene Apparatur Futter erhielten, während des Wartens auf die nächste Futterration sehr spezifische, für sie prinzipiell völlig funktionslose Verhaltensweisen ausbildeten. Sie drehten sich zum Beispiel um die eigene Achse, beugten sich hinab, bis sie fast den Käfigboden berührten, oder stießen mit dem Kopf an das Käfiggitter neben der Futterapparatur. Diese Verhaltensmuster wiederholten die Tiere, die ja den unmittelbaren „Erfolg“ ihres Verhaltens feststellen konnten, zunehmend häufiger. Selbst wenn sie später völlig unabhängig von den neu erlernten Aktivitäten gefüttert wurden, blieben die Verhaltensformen der

Tiere häufig über einen längeren Zeitraum bestehen. Aufgrund dieser Beobachtung vermutete Skinner, dass viele religiöse Verhaltensmuster wie rituelle Tänze, Gesten der Proskynese (Niederwerfen als Zeichen der Unterwerfung) oder auch Selbstkasteiungen ebenfalls lediglich das Resultat von operanten Konditionierungen sein könnten. Die Konditionierungen seien, so Skinner, zunächst wie bei den Tauben womöglich gänzlich zufällig erfolgt, dann jedoch über explizite und implizite Lernmechanismen durch Erwachsene an ihre Kinder weitergegeben worden. Skinner selbst räumte zwar ein, dass der Analogieschluss von Tauben auf Menschen nur mittelbar möglich sei, aber dennoch hielt er seine Entdeckung des „abergläubischen“ Verhaltens bei Tauben für einen wesentlichen Schritt zum Verständnis der Entstehung der Grundmuster religiösen Verhaltens.

Faktisch ist jedoch das operante Konditionieren kaum geeignet, die Komplexität auch nur der schlichtesten bekannten Religionen zu erklären. Vor allem die Reduktion von Verhalten auf reine Reiz-Reaktions-Schemata hatte nicht nur zur Folge, dass innerpsychische und mentale Vorgänge gänzlich ausgeblendet, sondern gleichzeitig die Möglichkeit angeborener bzw. genetisch sowie kulturell ererbter Verhaltensweisen nicht in Betracht gezogen wurden. Dies bedeutet jedoch das Ausklammern jedweder geschichtlichen Perspektive. Dennoch soll nicht unterschlagen werden, dass der Behaviorismus durchaus auch Stärken hinsichtlich der Erklärung von religiösem Verhalten hat, nämlich wenn es um die Frage geht, wie religiöse Lehren und Praktiken von den Eltern an die Kinder weitergegeben werden, denn kindliche Lernprozesse fußen in der Tat noch stark auf operanten Konditionierungsmechanismen.

Lösung Nr. 2 – Kognitionswissenschaft und Neurotheologie

Während der Behaviorismus das Gehirn als Blackbox betrachtete, also den Vorgängen im Gehirn keinerlei Beachtung schenkte, stützt sich die heutige Forschung gerade auch auf die neurologischen Erkenntnisse der vergangenen Jahrzehnte, um das Entstehen religiöser Vorstellungen im Gehirn zu erklären. Dabei wird vorausgesetzt, dass sich das menschliche Gehirn im relevanten Zeitraum, also während der letzten 100.000 Jahre, zumindest in seinen Grundstrukturen nicht entscheidend verändert hat, sodass kognitive Mechanismen, die in den Jahrtausenden der Menschheitsentwicklung als Folge einer biologischen Anpassung (Adaptation) entstanden sind, noch heute wirken. Wenn man so will, haben wir also trotz aller kultureller und technischer Fortschritte in unseren Köpfen noch ein Steinzeitgehirn.

Im Gegensatz zur behavioristischen Forschungsrichtung, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dominierte, wird heute unter anderem versucht, die Entstehung religiöser Empfindungen und Verhaltensweisen auf der Grundlage neurowissenschaftlicher Untersuchungen zu erklären. Da es sich also um eine neurowissenschaftliche Auseinandersetzung mit religiösen Phänomenen handelt, wird diese Forschungsrichtung etwas irreführend auch Neurotheologie genannt, auch wenn es darin weniger um spezifische Glaubensinhalte gemäß den Lehren und Dogmen einer bestimmten religiösen Tradition geht, als vielmehr um die anatomischen und neuronalen Grundlagen von religiöser Erfahrung.

Einer der umtriebigen Vertreter der Neurotheologie ist der amerikanische Mediziner Andrew Newberg (*1966). Aufbauend auf Studien an meditierenden Buddhisten und betenden Franziskanerinnen mittels bildgebender Verfahren postulierte Newberg zusammen mit dem Religionswissenschaftler Eugene d'Aquili (1940–1998), dass das menschliche Gehirn strukturell auf das Erleben mystischer Erfahrungen hin ausgerichtet sei. Darum müssten mystische Erfahrungen als Grundlage der Entwicklung aller daran anschließenden Versuche verstanden werden, solche Erfahrungen durch Rituale bewusst zu stimulieren und mittels mythologischer Erzählungen zu deuten, mithin also als der Ursprung von Religion gelten.

Das Problem dieser Argumentation ist zunächst einmal, dass mystische Erfahrungen allein keinerlei materielle Spuren hinterlassen, die sich archäologisch niederschlagen könnten. Insofern ist die Erklärung des Aufkommens von Religion anhand mystischer Erfahrungen zwar nicht direkt unplausibel, aber auch nicht durch Belege, die über die neurowissenschaftlichen Befunde an modernen Menschen hinausgehen, zu stützen. Nicht glaubhaft ist diese Position jedoch auch deshalb, weil die auf Erfahrung eines Absoluten ausgerichtete Mystik religionsgeschichtlich ein vergleichsweise junges Phänomen ist und erst in Zusammenhang mit den Hochreligionen erscheint.

Wie sieht es mit anderen aktuellen Versuchen aus, die Entstehung von Religion wissenschaftlich zu erklären? Auch die „Evolutionäre Psychologie“ und die „Cognitive Science of Religion“ stützen sich auf die Annahme, dass unser Gehirn im Wesentlichen nach denselben Mechanismen funktioniert wie das unserer Vorfahren vor 100.000 Jahren – und uns eben darum in unserer heutigen, hoch technisierten Welt gelegentlich in die Irre leitet. Nur liegt der Fokus hier nicht auf den anatomischen Strukturen des Gehirns und ihren Funktionen, sondern auf spezifischen Formen der menschlichen Informationsverarbeitung, den Kognitionen.

Eine solche angeblich religionsrelevante Fehlleistung des Gehirns, die zu Zeiten unserer Ahnen durchaus sinnvoll gewesen sein mag, ist eine Reaktion, die als HADD (*hyperactive agency detection device*) bekannt geworden ist. Das

Gehirn schreibt ein unbekanntes, beunruhigendes und im ersten Moment nicht zuzuordnendes Ereignis automatisch dem denkbar komplexesten und gefährlichsten Verursacher zu. Ein Beispiel: Hört ein Individuum im Dickicht ein Rascheln, ist es für einen nur unzureichend bewaffneten Steinzeitmenschen von Vorteil, sich zunächst in Sicherheit zu bringen, bevor er komplizierte Überlegungen darüber anstellt, ob lediglich ein Windstoß das Geräusch verursacht hat oder vielleicht doch ein feindlich gesonnener Mensch oder gar ein gefährliches Raubtier. Das Erkennen von Akteuren – möglicherweise feindlich gesonnenen – ist also eine entscheidende Fähigkeit im Kampf ums Überleben. Der beschriebene Mechanismus erklärt zunächst einmal vor allem die Nervosität und Fluchtbereitschaft von Kaninchen, Mäusen oder auch Sperlingen, deren Existenz ständig von Beutegreifern bedroht ist.

Beim Menschen wird die evolutiv verankerte Veranlagung, bei unerklärlichen Ereignissen einen (möglicherweise feindlichen) Verursacher anzunehmen, durch eine weitere Theorie ergänzt: die ToM (*theory of mind*). Diese Theorie beschreibt die Fähigkeit des Menschen, fremde Gefühls- und Bewusstseinszustände zu erkennen und nachzuempfinden und auf diese Weise nicht nur Gefühle wie Angst, Trauer oder Zorn bei einem Gegenüber auszumachen, sondern auch seine Reaktion mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen zu können. Zwar verfügen nach jüngsten Erkenntnissen der evolutionären Anthropologie (die vergleichende Erforschung der Entwicklung von Verstandesleistungen bei den Hominidae) auch die nichtmenschlichen Hominidae über eine rudimentäre ToM, aber bei keiner Spezies ist sie so differenziert ausgebildet wie beim Menschen.

In Kombination haben HADD und ToM sicherlich zum Überleben unserer Vorfahren beigetragen, indem ein potenzieller Feind nicht nur rechtzeitig erahnt, sondern ihm auch bestimmte Absichten (Angriff!) unterstellt werden konnten, die dann zum richtigen, das Überleben sichernden Verhalten unser Vorfahren und Verwandten geführt haben. In Zusammenhang mit der Frage nach der Entstehung von Religion sollen beide Faktoren jedoch gleichfalls eine entscheidende Rolle gespielt haben, indem nämlich Menschen auch natürlichen Phänomenen wie dem Sonnenaufgang, Gestirnkonstellationen oder Wetterphänomenen Bewusstsein, Absichten und damit Persönlichkeit zugeschrieben hätten, woraus dann der Götterglaube entstanden sei. Der Anthropologe Stewart Elliott Guthrie argumentiert zum Beispiel, dass die Architektur seines Gehirns den Menschen zwingt, in sich wandelnden Wolkengebilden Gesichter zu identifizieren, die dann automatisch als Akteure angesprochen würden – und damit eine Absicht zum Beispiel hinter dem Wettergeschehen angenommen worden sei. Andere Autoren (z. B. Pascal Boyer, Scott Atran, Justin Barrett) argumentieren ähnlich wie Guthrie und erklären über Mechanismen wie HADD und ToM, die in der Gehirnstruktur

verankert sind, den Ursprung von Religion. Spätestens an dieser Stelle ist Kritik angebracht. Würden Menschen, wie im Zuge der Theorien zu HADD und ToM postuliert, in den Wolken Gesichter erkennen oder Gestirnen Absichten unterstellen, so handelte es sich bei den entsprechenden Akteuren immer um menschenähnliche Wesen mit Persönlichkeit, also um Götter. Genau von diesen Göttern ist dann auch folgerichtig die Rede, wenn es um den Religionsursprung geht. Damit haben die genannten Theorien jedoch den fatalen Nachteil, dass sie im Widerspruch zu den historischen Fakten stehen. Am Anfang der Menschheitsgeschichte findet sich nichts von Göttern, von tempelähnlichen Strukturen für deren Verehrung oder Überresten von zugehörigen Opfern und Riten, sondern etwas ganz anderes: Bestattungen. Die ersten, den Horizont menschlichen Erlebens überschreitenden Ideen beschäftigten sich nicht mit Göttern, sondern mit etwas sehr Menschlichem: mit dem Tod, dem Sterben und dem Begräbnis. Erst 70.000 bis 80.000 Jahre nach diesen ersten Bestattungen tauchen, mit Hinweisen auf Bestattungsrituale, in Anatolien und der Levante Spuren von religiösen Aktivitäten auf, die deutlich machen, dass der Tod nun ganz klar mit Vorstellungen von einem Jenseits verknüpft wird. Unterstützt wird dieser paläoanthropologische Befund (Paläoanthropologie ist die Lehre von den vorgeschichtlichen Menschen) von den Erkenntnissen der Sozialwissenschaften. Es ist eine ausgemachte Tatsache, dass nicht jede Gesellschaftsform jede beliebige Religion haben kann. Wildbeuter glauben höchstens an einen Herrn des Waldes oder einen Herrn der Tiere (der darum keinesfalls in den Wolken zu finden ist, die man im dichten Wald oft gar nicht sieht). In ursprünglichen Ackerbaugesellschaften gibt es Vorstellungen von übermächtigen Ahnengestalten (Abb. 1.4) und erst die komplexen, arbeitsteiligen Gesellschaften der Antike mit ihren Königen, Priestern, Freien und Sklaven kannten regelrechte Götterhimmel mit Gestalten wie Zeus, Artemis und Hades.

Doch auch wenn sich Vertreter der Cognitive Science of Religion mit den Vorstellungen auseinandersetzen, die sich Menschen vom Tod und dem, was danach passiert, machen, erfordern die dabei zugrunde gelegten Annahmen oft noch zu viele Voraussetzungen und sind zu stark losgelöst von den archäologischen Befunden. Das zeigt sich beispielsweise bei den Arbeiten des amerikanischen Psychologen und Autors Jesse Bering (*1975) zur Entwicklung von Todesvorstellungen bei Kindern. Zusammen mit einigen Kollegen untersuchte Bering Kindergarten- und Grundschul Kinder in Florida und Spanien. Die Forscher spielten den Kindern zunächst mit einem Puppentheater Geschichten vor: Eine kleine Maus verläuft sich im Wald, ist hungrig und durstig und trifft zu guter Letzt auf einen Alligator, der sie mit einem Happes verschlingt. Unmittelbar anschließend wurden die Kinder mit einem standardisierten Interview zum Befinden der Maus gefragt und ermittelt, wie viele



Abb. 1.4 Eine typische Religion von unstratifizierten Ackerbaugesellschaften. Der Lipikotänzer bei den Makonde Ostafrikas trägt eine Maske, die ihn als Vertreter der mächtigen Ahnenwelt ausweist. (© Karl Ulrich Petry; mit freundlicher Genehmigung)

Kinder der einzelnen Altersgruppen die verschiedenen Fragen nach dem Fortbestand der biologischen (Aufwachsen) und psychobiologischen Funktionen (Hunger, Durst, Müdigkeit), Wahrnehmungen (Riechen), nach Wünschen, Zielen (nach Hause gehen), Gefühlen (Liebe zur Mutter) und Verstandestätigkeit (Wissen um den eigenen Tod) verneint hatten. Dabei fanden Bering und seine Kollegen, dass die Kinder mit zunehmendem Alter zwar insgesamt weniger Fragen bejaht hatten, dass aber selbst unter den Elf- bis Zwölfjährigen die Hälfte der Kinder davon ausging, dass die Maus auch nach ihrem Ableben noch Wünsche und Gefühle hat. Für die Forscher ist dies ein Indiz dafür, dass

es im Kindesalter eine Phase gibt, die dafür prädisponiert, an eine seelische und/oder geistige unsterbliche Essenz des Menschen zu glauben, was für die allgemeine Affinität des Menschen zu Religion mit ursächlich sei.

Eine solche Schlussfolgerung berücksichtigt allerdings weder die Tatsache, dass das Christentum, mit gut 2,2 Mrd. Anhängern derzeit die am weitesten verbreitete Religion, konfessionsübergreifend die Auferweckung des Leibes nach dem Tod lehrt, die postmortale Existenz also gerade nicht auf Seele oder Geist beschränkt (auch wenn sicher nicht alle Gläubigen dieser Lehre kritiklos zustimmen). Noch kann diese Theorie erklären, warum man in einigen, ursprünglich vom Christentum geprägten und inzwischen säkularisierten Ländern wie in Skandinavien oder Osteuropa den Glauben an eine postmortale Weiterexistenz nur noch vergleichsweise selten findet. Mit seiner Annahme eines kulturübergreifenden Glaubens an die Fortdauer von Seele und/oder Geist ist Bering womöglich das Opfer seiner eigenen kulturellen Prägung geworden. In seiner akademischen Laufbahn war Bering ausschließlich an Universitäten im religiös konservativen amerikanischen Südosten, dem sogenannten *bible belt* (Bibelgürtel), sowie in Belfast, also im jahrzehntelang durch Konflikte zwischen fanatischen Protestanten und Katholiken gezeichneten Nordirland, tätig. Dass ihm in diesem Kontext die Religion schnell omnipräsent erscheinen konnte und auch viele der von ihm untersuchten Kinder selbst dann bereits religiös geprägt waren, wenn sie nicht aus einem religiösen Elternhaus stammten, ist zumindest wahrscheinlich.

Das grundlegende Problem der Arbeiten von Bering besteht aber darin, dass angenommen wird, es könne von den Beobachtungen an zeitgenössischen Kindern ohne Weiteres auf evolutionäre Grundlagen von Religion zurückgeschlossen werden. Dabei werden mehrere Jahrzehntausende der menschlichen Kultur- und Religionsgeschichte übersprungen und vergleichbare religiöse Vorstellungen wie die der Gegenwart auch für frühere Phasen der Menschheitsgeschichte unterstellt. Der Komplexität, Entwicklungsdynamik und vor allem der langen und differenzierten Geschichte von Religion wird dabei zu wenig Rechnung getragen. Zudem wird, wie oben bereits erwähnt, nicht mit den archäologischen Funden und Befunden abgeglichen, und damit bleibt unklar, in welcher Phase der Menschheitsgeschichte eine spezifische Vorstellung wie die vom Weiterleben der Seele/des Geistes nach dem Tod entstanden sein könnte und aufgrund welcher archäologisch nachweisbarer Hinterlassenschaften sich das belegen ließe. Der Weg müsste stattdessen vielmehr sein, von den vorhandenen archäologischen Funden und Befunden auszugehen, um auf dieser Grundlage nach den möglichen kognitiven Ursachen zu suchen.

Alle hier genannten Theorien sind eingängig, liefern wertvolle Denkanstöße für eine seriös arbeitende Wissenschaft und können zum Verständnis gerade auch solcher Religionen beitragen, die uns aus der Geschichtsschreibung

von der Antike bis heute bekannt sind. Doch sie haben eben einen entscheidenden Nachteil: Sie können leider nur wenig zur Klärung der Frage nach dem Ursprung der Religionen, nach dem „Warum“ und „Wie“, beisteuern, denn da widersprechen sie teils sehr deutlich gesicherten Befunden anderer wissenschaftlicher Disziplinen oder gar einander.

Ein kurzes Fazit dieses Ausflugs in die psychologische und kognitionswissenschaftliche Forschung: Die Herausforderung, der sich jeder Versuch, die Entstehung und frühe Geschichte von Religiosität und später von konkreten Religionen nachzuvollziehen, stellen muss, liegt also darin, zunächst einmal von vorliegenden archäologischen und paläontologischen Funden und Befunden auszugehen. Erst in einem zweiten Schritt ist dann danach zu fragen, inwieweit diese Funde vor dem Hintergrund des biologischen Erbes des Menschen, seiner Umwelt und seines Sozialverhaltens Hinweise auf die Entwicklung einer Religion geben. Das bedeutet, dass Erkenntnisse der Evolutionstheorie, der Soziobiologie, der Psychologie und vor allem der Verhaltensforschung mit den archäologischen und anthropologischen Fakten in eine sinnvolle Beziehung zueinander gesetzt werden müssen. Wie wir im Folgenden sehen werden, sind insbesondere die Erkenntnisse der Verhaltensforschung, einer etablierten Subdisziplin der Biologie, und ihre neuen Entwicklungen hilfreich, die tatsächliche Entstehung von Religionen zu verstehen.

Darwin und die Verhaltensforschung

Als Charles Darwin (1809–1882) sein epochales Werk *On the origin of species by means of natural selection* (1859; kurz: *On the origin of species*) veröffentlichte, war er sich der Tatsache sehr bewusst, dass weniger die revolutionär neue Denkweise in der Biologie die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregen würde, als vielmehr die daraus entstehenden Konsequenzen für das bisherige Weltbild, in dem der Mensch als Krone eines göttlichen Schöpfungsaktes gegolten hatte. Darwins folgende Werke *The descent of man* (1871) und *The expression of the emotions in man and animals* (1872) entthronten den Menschen endgültig und reduzierten ihn auf seine natürliche Stellung innerhalb der belebten Natur, auch, indem Darwin die geistigen bzw. psychosozialen Fähigkeiten des Menschen richtig als Ergebnis evolutiver Entwicklung herausstellte. Das letztgenannte Werk, das heute teilweise der Ethologie, teilweise auch der evolutionären Erkenntnistheorie zuzuordnen wäre, war von Darwin als weiterer Beleg für seine Auffassung von der gemeinsamen Abstammung des Menschen und der höheren Säuger verstanden worden. Ursprünglich hatte man den Ausdruck von Gemütsbewegungen umgekehrt als Beweis für die Sonderstellung des Menschen aufgefasst. So hatte der Physiologe Charles

Bell (1774–1842) noch die Ansicht vertreten können, dass die verschiedenen Gesichtsmuskeln des Menschen zu dem Zweck erschaffen worden seien, um ihm sein einzigartiges Mienenspiel zu ermöglichen. Demgegenüber konnte Darwin nachweisen, dass der Ausdruck von Gemütsbewegungen keineswegs ein menschliches Privileg ist, sondern sich auch im Tierreich bei zahlreichen Arten findet. Die anatomischen Grundlagen für dieses Mienenspiel, die Gesichtsmuskulatur des Menschen, war ebenfalls nicht als Sonderentwicklung anzusehen, sondern konnte auf homologe Muskeln der höheren Säuger zurückgeführt werden. Wenn sich auch die tierpsychologischen Folgerungen, die Darwin aus seinen Beobachtungen zog, später nicht mehr halten ließen, so hatte er mit dieser Studie doch sowohl einen weiteren Beleg für seine Evolutionstheorie gefunden als auch die Grundlagen für die moderne Verhaltensforschung gelegt.

Obwohl sich Darwins Evolutionstheorie trotz des theologisch-gesellschaftlichen Sprengstoffes, die sie enthielt, rasch durchsetzte, galt Gleiches nicht für seinen Ansatz hinsichtlich des Studiums des Verhaltens von Mensch und Tier. Stattdessen trat der Behaviorismus seinen Siegeszug an. Es waren – und das ist unter Biologen so gut wie unbekannt – ausgerechnet die Geisteswissenschaften, die Darwins Theorie für das Studium menschlichen Verhaltens fruchtbar machten, und das ausgerechnet in Zusammenhang mit der Religion.

Tatsächlich war es der renommierte Altphilologe Karl Meuli (1891–1968), der beobachtete, dass die Opferbräuche in so unterschiedlichen Kulturen wie dem antiken Griechenland, dem kaiserlichen Rom, heutigen Wildbeutergesellschaften und prähistorischen Jägerkulturen trotz der jeweils völlig verschiedenen sozialen Organisation dieser Kulturen, ökonomischen Grundlagen und naturräumlichen Umwelt in entscheidenden Punkten übereinstimmen – eine Beobachtung, die sich mit dem seinerzeit herrschenden (behavioristischen) Wissenschaftsparadigma von einem rein umweltbestimmten Verhalten nicht in Einklang bringen ließ. Im Gegensatz zu den zu seiner Zeit üblichen Auffassungen kam Meuli zu dem Schluss, dass den von ihm untersuchten Opferbräuchen der alten Griechen aus der Zeit Homers und Platons ein ererbtes Verhaltensmuster zugrunde liegen müsse, das von prähistorischen Kulturen bis in die Antike und darüber hinaus im kulturellen Kontext weitergereicht, also vererbt worden sei. Meuli führte dazu weiter aus, dass menschliches Verhalten einerseits über Generationen vererbt wird, also im kulturellen Kontext evolviert, sodass mit voller Berechtigung von einer kulturellen Evolution menschlichen Verhaltens gesprochen werden kann. Andererseits lassen sich aber auch bestimmte Universalien feststellen, die Teil des biologischen menschlichen Erbes sein könnten.

Diese evolutionistische Sichtweise war allerdings zu Meulis Zeiten in den deutschsprachigen Geisteswissenschaften nicht grundsätzlich neu. Auch der

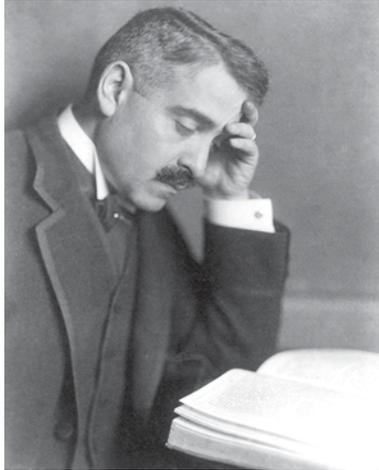


Abb. 1.5 Aby Warburg. (© unbekannter Fotograf)

Hamburger Kunsthistoriker Aby Warburg (1866–1929; Abb. 1.5) hatte sich im Zuge seiner Erforschung unverständlicher Motive in den Werken der italienischen Renaissance mit Darwins *The expression of the emotions in man and animals* auseinandergesetzt und war zu dem Schluss gekommen, dass in der Angst nicht nur die Ursache der Religion, sondern der Auslöser aller kulturellen Leistungen überhaupt zu sehen sei. Konkretisiert hat Warburg diese Vorstellungen unter anderem in seinem berühmt gewordenen, zunächst nur als privater Vortrag gedachten Aufsatz *Schlangenritual*, in dem er vergleichbare Kultgewohnheiten um die Schlange in den unterschiedlichsten Kulturen von Arizona und Neu-Mexiko bis zum antiken Hellas (Dionysos- und Asklepioskult) nachwies. Damit fand der Kunsthistoriker Warburg im Rückgriff auf Darwins Ansatz zur Verhaltensforschung den Schlüssel zum Verständnis menschlichen (Kultur-)Verhaltens überhaupt und damit auch zur Antwort auf die Frage, wie und warum Religion entstanden ist und wie sie sich von ersten Anfängen zu der Fülle heutiger Religionen entwickelt hat – biologisch ausgedrückt: wie Religion evolviert ist.

2

Not lehrt beten – der Mensch im Altpaläolithikum und die Bedeutung der Angst

Vom Nutzen der Emotionen

Emotionen sind, wie ja bereits Darwin schlüssig belegen konnte, nicht nur ein Vorrecht des Menschen. Auch Tiere verfügen über eine große Bandbreite von emotionalen Regungen, die sie unverstellt zeigen. Welcher Hundehalter kennt nicht den Ausdruck schlechten Gewissens bei seinem Liebling, der statt ihn mit dem üblichen lauten Freudengebell zu begrüßen mit eingeklemmtem Schwanz vor ihm steht – bei einer Überprüfung des Sofas findet sich dann auch die typisch warme Stelle, auf der der Hund verbotenerweise während Herrchens Abwesenheit gelegen hat. Aber nicht nur Haustiere zeigen diese große Bandbreite an emotionalen Ausdrucksformen. Die britische Primatenforscherin Jane Goodall hat ihr Leben damit verbracht, das Verhalten von Schimpansen im tansanischen Gombe-Stream-Nationalpark zu erforschen. In der Beschreibung einer Gruppe von Schimpansenweibchen, die einem körperlich überlegenen Pavian seine Beute, ein von ihm erlegtes Wild, abjagt, wird der Facettenreichtum ihrer Schützlinge deutlich. Dabei greifen die Schimpansen tief in ihre Trickkiste: Sie zeigen nicht nur ihre furchteinflößenden Drohgesten, indem sie „gähnen“, das heißt ihre Reißzähne zur Schau stellen und ihre Augen aufreißen, sodass man das Weiße darin sieht, sondern brechen auch in fürchterliches Kampfgebrüll aus, schütteln Zweige, ergreifen Stöcke, schlagen damit auf den Gegner ein und bewerfen ihn mit Steinen. Der Pavian, obwohl viel stärker und sogar in der Lage, einem angreifenden Leoparden lebensbedrohliche Verletzungen zuzufügen, resigniert und zieht sich zurück – aus Furcht und offensichtlicher Überzeugung, es bei Schimpansen mit einer überlegenen Spezies zu tun zu haben. Angst und Furcht haben jedoch auch die Schimpansen selbst, wenn sie spüren, dass ein schweres Unwetter heraufzieht, oder wenn sie sich einer konkreten Bedrohung durch einen Räuber oder feindliche Artgenossen ausgesetzt sehen. Umgekehrt zeigen sie die ganze Bandbreite positiver Emotionen wie Zuneigung, Freude und Triumph, wenn es um ihr soziales Miteinander, die Gemeinschaft zwischen

Mutter und Kind oder Geschwistern oder auch um Freundschaften innerhalb der Gruppe geht.

Emotionen sind nicht nur ein wesentlicher Teil menschlicher und tierischer Erfahrung, indem sie einerseits die Voraussetzung für soziale Beziehungen sind, andererseits aber auch vor möglichen Gefahren warnen und damit ganz entscheidend zum Überleben des Individuums beitragen, sondern sie erfüllen auch eine Reihe wichtiger Aufgaben, ohne die ein soziales Miteinander und in letzter Konsequenz die Herausbildung einer Kultur nicht möglich wären. So spielen Emotionen eine große Rolle bei kognitiven Prozessen. Entscheidungen werden kaum jemals aufgrund rein rationaler Überlegungen, sondern vielmehr auf der Basis emotionaler Eindrücke gefällt: Wir legen uns zum Beispiel spontan diesen niedlichen, knuddeligen Hund mit dem stumpfen Schnäuzchen (Kindchenschema) zu, obwohl wir genau wissen, dass er täglich, auch bei Regen und Schneematsch, ausgeführt werden will und während unserer Abwesenheit bestimmt – siehe oben – auf dem weißen Sofa liegen wird. Auch die Frage, ob man lieber zum Skilaufen in die Alpen oder zum Bummeln nach Venedig fahren sollte, wird auf der Grundlage von Emotionen gefällt. Wo habe ich die schöneren Erfahrungen gemacht, mit welchem Urlaubsziel verbinde ich die angenehmeren Gefühle? Und vermutlich werde ich für die Anreise doch den Zug nehmen, weil gerade ein Flugzeug meiner bevorzugten Airline abgestürzt ist und ich das durch nichts gerechtfertigte, aber deutlich vorhandene Gefühl habe, gerade diese Flugreise könne besonders unsicher sein. Emotionale Erfahrungen, so wenig rational sie scheinen mögen, sind für die Entscheidungsfindung unverzichtbar! Das bedeutet unter einem adaptiven Gesichtspunkt, dass emotional gesteuerte Reaktionen dazu beitragen, solche Handlungsalternativen auszuwählen, die sich bewährt haben; die also tatsächlich oder vermutlich positive Auswirkungen in Hinsicht sowohl auf unsere Reproduktion als auch auf unser Überleben haben.

Dazu gehört auch, dass Emotionen Aufmerksamkeit hervorrufen und man sich an sie erinnert – eine emotionale Rede oder ein die Emotionen ansprechendes Bild werden mehr Aufmerksamkeit hervorrufen und länger im Gedächtnis haften bleiben als emotional neutrale Vorträge. Wer erinnert sich schon an die im Rahmen eines Vortrags präsentierte Statistik zum desolaten städtischen Haushalt? Das Bild des maroden Kindergartens mit den traurig blickenden Kleinkindern bleibt dagegen dauerhaft im Gedächtnis haften.

Emotionen stärken zwischenmenschliche Bindungen. Gerade bei sozial lebenden Spezies bedeutet der Ausschluss aus der Gruppe oft nicht nur den sozialen, sondern auch den physischen Tod. Menschen und Affen werden sich daher hüten, Verhaltensweisen an den Tag zu legen, die die Gruppenstabilität und damit ihre eigene Existenz gefährden. Verhaltensweisen wie unbegründete Aggressivität, Betrügen oder der Diebstahl von Futter werden daher beim